

Buchbesprechungen

Stuber, Christine: «Eine fröhliche Zeit der Erweckung für viele». Quellenstudien zur Erweckungsbewegung in Bern 1818–1831. Bern: Peter Lang, 2000 (Basler und Berner Studien zur historischen und systematischen Theologie, 69). 391 S.

«Die Berner Erweckungsbewegung ist in der Geschichtsschreibung immer wieder dargestellt worden», stellt die Verfasserin gleich zu Beginn fest und fasst denn auch alle wesentlichen Ereignisse aufgrund der ersten diesbezüglichen Abhandlung von Albert Immer (1870) zusammen. Lohnt sich da eine weitere Arbeit über den – modern gesprochen – «evangelikalen Flügel» des bernischen Protestantismus? Immerhin ist dieser Bereich namentlich dank den Arbeiten von Rudolf Dellsperger und Andreas Lindt der weitaus am besten erforschte Teil des bernischen Protestantismus vom Ende des 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts.

Die Fakten sind bekannt: Der aus Genf stammende Prediger Antoine Jean-Louis Galland wirkt 1816–1824 in Bern und löst eine Erweckungsbewegung aus, zu der übrigens auch die 1817 aus dem Kanton ausgewiesene Juliane von Krüdener beiträgt. Galland ist in allen Schichten erfolgreich, er zieht namentlich auch Frauen an. Privatandachten blühen zuerst in der Stadt, dann in Landgemeinden auf. Eine Minderheit will nur noch «in Gemeinschaft der Heiligen», nicht aber «mit Hurern und Ehebrechern das Abendmahl genießen» und gründet 1828 eine eigene religiöse Gemeinschaft, die «Eglise de Dieu». Was zwei Jahre später unter der Regenerationsverfassung möglich gewesen wäre, lässt die Obrigkeit in der Restauration nicht zu: 1829 verurteilt der Geheime Rat 21 Dissidenten. Die Kantonsfremden werden ausgewiesen, die andern in ihre Heimatgemeinde im Kanton geschickt, vier Bernburgerinnen verwarnt und, da sie sich uneinsichtig zeigen, unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Zum letzten Mal ist hier die Berner Staatsgewalt der Staatskirche mit juristischen Massnahmen zur Erhaltung ihres Monopols zu Hilfe geeilt.

Christine Stuber zieht «viele bislang unbekannte handschriftliche und gedruckte Quellen» bei, rollt den Fall neu auf und will ihre Ergebnisse mit denjenigen der neueren Forschung vergleichen (namentlich von Erich Beyreuther, Max Geiger, Ulrich Gäbler und Peter van Rooden). Die Autorin fasst vorerst Ereignisse und Strömungen in Grossbritannien, Genf und Basel zusammen, welche die Erweckung in Bern beeinflusst hatten. Sie beschreibt aber auch Bewegungen, welche der eigentlichen Erweckung in den bernischen Territorien vorausgehen. Tatsächlich war ja das Terrain unter anderem durch die Herrnhuter Brüdersozietät, die Heimberger Brüder, die Freunde der Christentumsgesellschaft sowie durch die Traktat- und Bibelgesellschaft vorbereitet.

Den eigentlichen Kern der Arbeit bildet die Auseinandersetzung mit der Theologie der wichtigsten Vertreter der Erweckungsbewegung, wobei natürlich die Ekklesiologie, die Lehre von der Kirche, im Zentrum steht. Damit kann auch die eingangs gestellte Frage positiv beantwortet werden. Dargestellt werden vorab Antoine Jean-Louis Galland, dann aber auch Auguste Schaffter, Jeremias Lorsa, Ami Bost und Karl von Rodt. Weitere Akteurinnen und Akteure der Erweckungsbewegung werden sehr detailliert vorgestellt.

In einem Nachwort wird Bilanz gezogen. Dies freilich geschieht nicht immer zur vollen Befriedigung des bis dahin gedulden Lesers. Werden zuvor biografische Details manchmal sehr breit ausgelegt, so wird die Arbeit nun plötzlich etwas kurzatmig:

Dem «Vergleich mit dem Pietismus» wird gerade noch eine gute Seite zugestanden; zwei Seiten müssen für den «Vergleich mit der neueren Forschung» genügen. Und dieser befriedigt nicht ganz: Es kommt zu keiner richtigen Auseinandersetzung mit den in Kapitel I,3 präsentierten Vertretern der neueren Forschung. Es gäbe zudem noch einige andere Exponenten, die sich für Vergleiche angeboten hätten, wie ein Blick in die Enzyklopädie Deutscher Geschichte (Bd. 48: Kirche, Politik und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, von Gerhard Besier. München, 1998, S. 86ff.) zeigt. Mindestens Wolfgang Schieder mit seinen wichtigen Beiträgen zur Geschichte der Erweckungen und des Vereinsprotestantismus hätte noch beigezogen werden müssen. Die Dissertation schliesst mit rund 60 hilfreichen Kurzbiografien und gut 30 Seiten Quellentexten.

Trotz diesen kritischen Bemerkungen soll die eigentliche Leistung der Autorin nochmals hervorgehoben sein: Waren bisher die äusseren Fakten der Erweckungsbeziehung der Jahre 1818–1831 weitgehend bekannt, so hat Christine Stuber die theologische Motivation einer grossen Zahl von damaligen Akteuren herausgearbeitet und dabei in aufwändiger Kleinarbeit biografisches Material zusammengetragen.

Mit dieser im Kern theologiegeschichtlichen Arbeit wird eine weitere Facette des «evangelikalen Flügels» im Berner Protestantismus des 19. Jahrhunderts beleuchtet. Bei dieser Gelegenheit darf man aber auch einmal anmerken, dass die übrigen Bereiche der Geschichte der evangelisch-reformierten Kirche der Stadt Bern in den vergangenen 200 Jahren weitgehend unerforscht sind: so zum Beispiel die Entwicklung der kirchlichen Strukturen in einer rasch wachsenden Stadt, die Auseinandersetzung mit neuen Bevölkerungsgruppen und neuen kirchlichen Gemeinschaften sowie Probleme der Entkirchlichung und Säkularisierung. Die beiden grossen Arbeiten von Kurt Guggisberg (Bernische Kirchengeschichte. Bern, 1958; Bernische Kirchenkunde. Bern, 1968) sind auf den ganzen Kanton fokussiert und geben auf diese Fragen keine näheren Auskünfte. Fast alle anderen in der Stadt Bern ansässigen Denominationen haben eine Darstellung ihrer Geschichte – darunter seit 1999 namentlich auch die römisch-katholische Kirche (Boesch, Angelika et al.: Katholisch Bern von 1799 bis 1999. Bern, 1999). Für die reformierte Stadtkirche fehlen selbst die Grundlagen dafür. Ein erstaunlicher Befund angesichts von zwei theologischen Fakultäten und einem historischen Institut an der hiesigen Universität!

Robert Barth

Boesch, Angelika et al. (Red.): Katholisch Bern von 1799 bis 1999. Ein Zwischenhalt. Bern: Römisch-katholische Gesamtkirchengemeinde Bern Stadt und Umgebung, Buchhandlung Voirol (Vertrieb), 1999. 161 S., ill.

1798 wurde in Bern erstmals wieder seit der Reformation die Messe gelesen. Im folgenden Jahr wurden katholische Gottesdienste sogar im Chor des Münsters gefeiert und mit Jean-Baptist Girard nahm ein Priester seine Arbeit auf. Damit darf man 1799 als Gründungsjahr der modernen römisch-katholischen Gemeinde in Bern betrachten.

Der vorliegende, reich illustrierte Band hält Rückschau. Das erste Drittel ist weitgehend chronologisch aufgebaut, wobei jeweils die amtierenden leitenden Priester im Zentrum stehen. Der Rest ist thematisch gegliedert: In einzelnen Kapiteln werden unter anderem Strukturfragen, Diakonie, Jugendarbeit, Ökumene, die katholische Presse sowie die französische und die italienische Gemeinde beschrieben. Am Schluss steht ein «kleiner Kirchenführer», der die rund 20 kirchlichen Bauten der römisch-katholischen Kirche in Bern und Umgebung vorstellt. Mit Ausnahme der Dreifaltig-

keits-Kirche sind alle im 20. Jahrhundert entstanden. Allein dieses eindrückliche Kirchenbauprogramm ist Zeugnis einer umfassenden Aufbauarbeit des katholischen Bevölkerungsteils von Bern, der in 200 Jahren von 7 auf 27 Prozent stieg (Bern ist damit aber unter den grossen Städten der Schweiz immer noch die «protestantischste»). Diese Entwicklung verlief nicht ohne schwere Rückschläge. Fast traumatisch wirkte der Verlust der ersten römisch-katholischen Kirche Peter und Paul nach. Der Grosse Rat überliess 1856 das Kornhaus neben dem Rathaus der katholischen Gemeinde zum Bau einer eigenen Kirche – ein erstaunlich prominenter Platz! Acht Jahre später wurde die Kirche geweiht und nur elf Jahre danach zogen die romtreuen Katholiken aus: Peter und Paul wurde zur Kathedrale der christkatholischen Gemeinde. Man war nicht bereit, die Kirche in Simultanbenutzung mit den romkritischen Altkatholiken zu teilen. Fast ein Vierteljahrhundert mussten die Katholiken darauf warten, bis sie 1898 mit der Dreifaltigkeits-Kirche wieder über ein eigenes würdiges Haus verfügten.

Das Werk mit dem bezeichnenden Untertitel «ein Zwischenhalt» hat auch etwas den Charakter einer Rechenschaftsablegung einer besonderen Diasporagemeinde. Denn der Aufbau einer Gemeinde in der Bundesstadt war mit besonderem Prestige verbunden. Davon zeugten die grosse materielle Hilfe aus dem In- und Ausland beim Bau der ersten Kirchen und die Wahl von zwei in Bern wirkenden Priestern zu Bischöfen: Jakob Stammeler 1906 zum Bischof von Basel und Lugano sowie Dekan Hansjörg Vogel 1994 zum Bischof von Basel.

Robert Barth

Schnell, Dieter; van Wijnkoop Lüthi, Marc: Stadtführer Christliches Bauen in Bern. Gemeindezentren, Kapellen, Kirchen, Vereinshäuser und Versammlungssäle aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Bern: Berner Heimatschutz, Regionalgruppe Bern, 1999. 68 S., ill.

Der handlich kleine Band setzt die Reihe von Stadtführern des Berner Heimatschutzes fort. Er behandelt 25 Objekte des christlichen Bauens in der Stadt Bern aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Berührungspunkte kennen die Autoren dabei nicht: Sowohl Bauten der drei Landeskirchen wie solche von Freikirchen und Gemeinschaften fanden Aufnahme. Den kurzen Einzeldarstellungen sind eine allgemeine kirchengeschichtliche und eine architekturhistorische Einführung vorangestellt. Darin werden sowohl die beeindruckende religiöse wie die architektonische Diversifizierung knapp dargestellt.

Zur Auflösung der religiösen Geschlossenheit nach 1798 trugen zwei Hauptfaktoren bei: Erstens die Zuwanderung von Angehörigen anderer Denominationen, darunter vorab der römisch-katholischen Kirche, zweitens Trennungen oder Abspaltungen namentlich innerhalb der evangelisch-reformierten Kirche, angefangen bei der Freien Evangelischen Gemeinde 1828.

Der Kirchenbau ist bis ans Ende des 19. Jahrhunderts geprägt von historisierenden Formen, vor allem Neogotik und -romanik. Neue Materialien wie Stahl oder Beton, neue Raumbedürfnisse (zum Beispiel Kirchengemeindehäuser) und viel gestalterischer Freiraum in neuen Aussenquartieren führten im 20. Jahrhundert zu völlig neuen Konzeptionen – bis hin zum Ende des «Kirchen»-Baus.

Die Einzeldarstellungen der 25 Objekte bieten ebenfalls eine kirchenkundliche Einführung zur jeweiligen Religionsgemeinschaft und einen architektonischen Teil

zum eigentlichen Bau. Alles in allem ist dieser Führer ein gelungenes kleines Werk. Man mag einzig ein wenig bedauern, dass nicht auch die älteren reformierten Kirchenbauten und die Synagoge Aufnahme gefunden haben.

Robert Barth

Meier, Pirmin: Die Einsamkeit des Staatsgefangenen Micheli du Crest. Eine Geschichte von Freiheit, Physik und Demokratie. Zürich, München: Pendo, 1999. 498 S.

Es ist eine erstaunliche und – auch wenn man sie aus ihrem historischen Umfeld heraus betrachtet – manchmal befremdliche Geschichte, die Lebensgeschichte des Jacques-Barthélemy Micheli. 1690 auf Schloss Crest bei Genf als Stammhalter einer der tonangebenden Genfer Familien geboren, scheint dem jungen Micheli eine glänzende Laufbahn vorgezeichnet. Er tritt in den Militärdienst, wird Mitglied des Grossen Rates. Schon früh interessiert er sich für Physik, Kartografie und Festungsbau. So setzt er sich intensiv mit den Genfer Festungsbauprojekten auseinander und kritisiert sie. Dabei beschränkt er sich nicht auf fachliche Einwände, sondern fordert in einer Streitschrift mehr Transparenz beim Vorgehen und Mitsprache des Souveräns. Damit wird er zum politischen Dissidenten. Es folgen die Ausbürgerung und die Konfiskation seiner Güter. 1735 wird er im Abwesenheitsverfahren in Genf symbolisch hingerichtet. 1738 zieht er sich aus dem Militärdienst zurück und widmet sich in Paris der Entwicklung eines universellen Thermometers. Doch kann er es nicht lassen, immer wieder Traktate mit seinen politischen Ideen in Umlauf zu bringen. Micheli muss Paris verlassen, wird zum Flüchtling in Basel und Neuenburg. Wegen eines Pamphlets gegen Bern wird er dorthin ausgeliefert und vorerst in der Spinnstube des Inseospitals eingesperrt. Sein Schicksal besiegelt sich mit der Henzi-Verschwörung. Er ist am Rande daran beteiligt und wird deshalb 1749 als Staatsgefangener zu ewiger Haft auf der Festung Aarburg verurteilt. Dort wird er bis zu seinem Tod 1766 einsitzen; die Kosten gehen zu seinen Lasten. Das feuchte Zimmer ruiniert seine Gesundheit. Bei den Haftbedingungen wechseln harte Phasen mit etwas lockereren, zum Beispiel was Briefkontakte betrifft oder die Möglichkeit, physikalische Studien durchzuführen und zu publizieren.

Pirmin Meier charakterisiert seinen Helden an einer Stelle als «Mensch, geboren gleichsam zum Thermometer der Verhältnisse, aus denen er existiert» (S. 56). Die Darstellung von Michelis Lebensgeschichte folgt diesem Bild. Meier legt den Leserinnen und Lesern nicht eine traditionelle Biografie vor, sondern eher ein umfangreiches Essay. Ausgehend von Micheli entsteht eine Art literarisches Gemälde der Zeit der Aufklärung, mit Schwerpunkt auf der Wissenschafts- und politischen (Ideen-)Geschichte. Ausführlich kommen auch die bernischen Verhältnisse zur Sprache. Dem Autor ist es gelungen, eine Fülle von Informationen in einer packenden Form zu präsentieren. Zu kritisieren ist höchstens die Handhabung der Anmerkungen: Es gibt einen Anhang mit Anmerkungen, geordnet nach Seiten des Haupttextes. Im Haupttext selbst wird jedoch nicht auf die Anmerkungen verwiesen, was bewirkt, dass sie von den Lesenden nicht wahrgenommen werden.

Susanna Bühler

Stadelmann, Jürg; Krause, Selina: «Concentrationslager» Büren an der Aare 1940–1946. Baden: hier+jetzt, 1999. 134 S., ill.

Der Buchumschlag schockiert: Baracken und ein Wachturm, wie man es von Fotos deutscher Konzentrationslager kennt, und dann der Titel: «Concentrationslager» Büren an der Aare 1940–1946. Tatsächlich liess die Armee 1940 im Seeland ein umzäuntes Lager mit 120 Baracken für 6000 Menschen, konkret polnische Internierte, errichten. In der Namensgebung und dem Bauplan richtete man sich wohl nach deutschem Vorbild, wobei die Schweizer Behörden zu diesem Zeitpunkt den Begriff «Concentrationslager» nicht mit einem Vernichtungslager in Zusammenhang brachten, sondern mit Gefängnissen und Arbeitslagern. Da die Internierten an der Flucht gehindert werden mussten, lag ein gefängnisähnliches Konzept nahe. Es zeigte sich rasch, dass ein solches Grosslager eine Fehlkonstruktion war. Der Raum war viel zu eng, die hygienischen Verhältnisse waren schlecht, und vor allem hatte man keine Beschäftigung für die Insassen vorgesehen, was sich auf die Stimmung verheerend auswirkte und eine Meuterei auslöste. Im März 1942 wurde das Lager als militärisches Interniertenlager aufgegeben. Den Höchststand an Insassen hatte es im März 1941 mit 3500 Mann erreicht. Trotz der schlechten Erfahrungen wurde es auch in den folgenden Kriegsjahren immer wieder notfallmässig als Flüchtlingslager verwendet. Auf die polnischen Internierten folgten jüdische Zivilflüchtlinge, dann italienische Militärflüchtlinge und schliesslich nach Kriegsende russische Heimkehrverweigerer.

Im Lager in Büren an der Aare waren schätzungsweise 7000 bis 8000 Personen einquartiert; es war das grösste und am längsten benutzte Flüchtlingslager der Schweiz. Dennoch ist es im kollektiven Bewusstsein kaum mehr präsent. Das vorliegende Buch holt die Erinnerung zurück. Dem Autorenteam ging es in erster Linie darum, den konkreten Lageralltag zu dokumentieren, zu fragen, wer die Insassen waren, aber auch, wie sich die Bewacher und Lagerleiter verhielten und wie die ansässige Bevölkerung reagierte. Dementsprechend beschränken sich die Informationen zum zeitgeschichtlichen Hintergrund auf das Notwendige und es wurde darauf verzichtet, Sekundärliteratur einzubeziehen. Die Darstellung stützt sich auf umfangreiche Primärquellen, unter anderem Augenzeugenberichte von Lagerinsassen sowie von Bewachern und Personen aus dem Städtchen. Sehr reich ist das Fotomaterial. Da die Quellenlage zur «Polenlager»-Zeit am besten ist, wird diese Phase am detailliertesten behandelt. Entstanden ist eine anschauliche Dokumentation, die ein breites Publikum anspricht und auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Das Autorenteam bleibt erfreulicherweise nicht in der Beschreibung stecken, sondern bemüht sich in den zusammenfassenden «Schlussbemerkungen» auch um eine Beurteilung. Die Bilanz ist nicht nur, aber eher negativ. Auch unter Berücksichtigung der Zeitumstände muss das Lager als Fehlleistung bezeichnet werden. Sicher hatten die Verantwortlichen keinerlei böswillige Absichten, doch führte das Fehlen jeglichen psychologischen Einfühlungsvermögens zu unangepasster Behandlung der Flüchtlinge. Für unsere Zeit bleibt mitzunehmen, dass die zentrale Unterbringung von Flüchtlingen ohne Beschäftigung höchst problematisch ist.

Susanna Bühler

Schürpf, Markus: Fotografie in Langenthal 1857–1998. Langenthal: Merkur Druck, 1998. 159 S., ill.

In den letzten Jahren sind wiederholt Fotografiengeschichten bestimmter Kantone oder Regionen der Schweiz erschienen. Der Kunsthistoriker Markus Schürpf richtet seinen Fokus auf einen einzelnen Ort. Langenthals Fotogeschichte kann zwar nicht mit grossen Stars der Fotogeschichte aufwarten, Schürpfs Publikation glänzt jedoch mit sehr viel «Tiefenschärfe». Er legt nicht ein romantisierendes historisches Fotoalbum vor, sondern ein ausgezeichnet recherchiertes und gut lesbares Werk, das am Beispiel von Langenthal die Geschichte der Fotografie als Beruf und Kunst aufrollt.

Das schön gestaltete Buch enthält einen chronologischen Teil, der die Geschichte der Langenthaler Fotografen erzählt, von den ersten Wanderfotografen und Tüftlern über die ersten Ateliers bis zu den Fotofachgeschäften und Kunstfotografen der Gegenwart. In drei thematischen Kapiteln schildert der Autor anschliessend die Entwicklung der Orts- und Landschaftsfotografie, der «Fotografie für Industrie, Handel und Gewerbe» und der Kunstfotografie.

Sämtliche Teile sind durch zahlreiches, sorgfältig ausgewählte Bilder illustriert. Die Bildlegenden enthalten den Namen der Fotografin oder des Fotografen, den Titel des Bildes, die Technik, das Format und den Besizervermerk. Eine inhaltliche Beschreibung der meisten Fotos findet man im Lauftext. Der Band umfasst zudem ein Glossar zu den fotografischen Techniken und ein Register der Fotografinnen und Fotografen mit Lebensdaten und Stichworten zum Werk.

Schürpf versucht mit seiner Publikation, die Alltagsgeschichte der Fotografie zu rekonstruieren, und zwar in einem doppelten Sinn. Einerseits geben die Aufnahmen Einblicke in das Alltagsleben Langenthals. Andererseits zeichnet der Autor den Berufsalltag der Fotografen von den Anfängen bis in die Gegenwart. Schürpf beschreibt die Arbeitsvorgänge und die Beziehungen zu Auftraggebern und Kundschaft. Die Querverweise auf die technischen Entwicklungen und auf die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, welche für die Fotografen ausschlaggebend waren, betten die Fotografie in grössere Zusammenhänge ein.

Die Publikation überzeugt in mehrfacher Hinsicht. Zum einen basieren die Texte auf umfassenden Recherchen zu den lokalen Fotografen und ihrem Umfeld. Zum andern ist die Darstellung vielschichtig und die Bildauswahl sehr gelungen. Zu kritisieren ist nur ein Detail: Wer Genaueres über den Inhalt einer Foto wissen will, muss die entsprechende Textstelle teilweise mühsam suchen, da von der Bildlegende keine Querverweise auf den Lauftext und umgekehrt bestehen.

Die formalen und inhaltlichen Informationen zu den präsentierten Bildern sind aber in vorbildlicher Weise zusammengetragen. Damit setzt der Autor als Spezialist für Fotografiengeschichte auch Massstäbe für den Umgang mit Bildmaterial, die zwar nicht neu sind, aber leider selten so konsequent umgesetzt werden. Langenthal und der Oberaargau verfügen nun über ein Grundlagenwerk zur Fotografie, wie es im ortsgeschichtlichen Kontext nicht oft vorhanden ist.

Christian Lüthi

Schürpf, Markus: Fotografie im Emmental. Idyll und Realität. Hrsg. von Thomas Pfister. Bern: Kunstmuseum, 2000. 192 S., ill.

lung gezeigten Aufnahmen und erzählt die Fotografiengeschichte des Emmentals von den Anfängen bis in die Gegenwart. Nach einem Überblick über die frühen Wanderfotografen porträtiert der Autor sämtliche Atelierfotografen, die in Burgdorf, Langnau und Huttwil ansässig waren. Diese Berufsleute waren jedoch nicht die Einzigen, welche in dieser Gegend fotografierten. Bis in die Gegenwart waren zahlreiche Wander- und Reportagefotografen im Emmental unterwegs. Neben Kapiteln zu einzelnen Zeitabschnitten thematisiert Schürpf auch die Landschaftsfotografie und die Bilderproduktion rund um «Viehucht, Käseherstellung und Industrie». Ferner leuchtet er das Spannungsfeld zwischen der ländlichen Realität und der Darstellung des Emmentals als Idyll aus.

Die publizierten Fotografien werden immer in einen Entstehungszusammenhang gestellt. Dabei wirft entweder die Biografie der Fotografen oder das gesellschaftliche Umfeld ein erhellendes Licht auf die präsentierten Bilder. Die Liste von über 70 Fotografinnen und Fotografen im Anhang zeigt, dass das Emmental stets ein beliebtes Objekt der Fotografie war. Ein wichtiger Grund dafür ist die Tatsache, dass die Napfregion im Zusammenhang mit der Gotthelf-Rezeption und konservativer Kritik an der urbanen Schweiz das Attribut eines ländlichen Idylls erhielt. Im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung wurde dieses Klischee gefestigt. Dies zeigt sich zum Beispiel in den Aufnahmen berühmter Reportagefotografen der Zwischenkriegszeit, wie Hans Staub, Theo Frey oder Hermann Stauder. Da sie ihre Aufnahmen meist im Auftrag von populären Illustrierten machten, mussten sie gewisse Konzessionen an den Zeitgeist des Massenpublikums machen. Obwohl sie den emmentalischen Lebensalltag auch kritisch ablichteten, schwingt in ihren Bildern oft ein Unterton von heiler Welt mit.

Das Thema des Emmentals als idealisierter Heimat durchzieht mehrere Kapitel von Schürpfs Publikation. Der Autor zeigt auf, dass Idyll und Realität nicht von vornherein Gegensätze sind. Vielmehr hängt die Zuordnung einer Fotografie in eine dieser Kategorien vom Standpunkt der Betrachtung ab. Bilder vom Heuen oder Holzen können für Aussenstehende angesichts der Ästhetik einer Aufnahme sehr wohl als «heimelig» interpretiert werden. Die Abgelichteten, die um die Mühe dieser Arbeiten wussten, sahen darin wohl eher die Realität eines harten Arbeitstages. Dieses Beispiel zeigt, dass Fotografien nicht für sich selbst sprechen, sondern der Interpretation bedürfen. Markus Schürpf hat einen wichtigen Beitrag geleistet, damit Bilder des Emmentals in den richtigen Kontext gestellt werden können. Seine umfassende Darstellung der Emmentaler Fotografie in Text und Bild ist ein Grundlagenwerk zur Kulturgeschichte dieser Gegend.

Christian Lüthi

Herzog, Georges: Albrecht Kauw (1616–1681). Der Berner Maler aus Strassburg. Bern: Burgerbibliothek, Stämpfli (Schriften der Burgerbibliothek Bern), 1999. 400 S., ill.

Die Liebe mochte eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben, als der sich auf Wanderschaft befindende Strassburger Maler Albrecht Kauw in den 1630er Jahren in der Eidgenossenschaft ein Auskommen suchte. Wahrscheinlich aus Zofingen anreisend, wo er wohl seine Frau kennen gelernt hatte, liess sich der frisch gebackene Vater gemäss den Quellen 1640 in Bern nieder. Dabei gaben die günstigere Auftragslage und das Wirken des weit herum geschätzten Malers und Baumeisters Joseph Plepp vermutlich den Ausschlag für die Übersiedlung in die Aarestadt. Die ausserordentlich vielfäl-

tigen Tätigkeiten, die Kauw nach seiner Ankunft in einer Reihe künstlerischer Gattungen zu entfalten begann, dokumentiert und würdigt der sorgfältig gestaltete Katalog von Georges Herzog zu Leben und Werk des Künstlers in umfassender Breite.

Albrecht Kauw hinterliess als Künstler in Bern zunächst kaum Spuren. Zwischen 1640 und 1649, dem Jahr, in dem Kauw mit seiner berühmten Kopie des Manuel'schen Totentanzes die Berner Obrigkeit auf sich aufmerksam machte, sind nur wenige gesicherte Werke erhalten geblieben. Dennoch beschreiben die Arbeiten dieser Jahre bereits exemplarisch das künstlerische Spektrum, das Kauw in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts pflegen wird: 1639 betätigt sich Kauw mit den Bildnissen der Ehegatten Gabriel und Anna von Diesbach (-von Wattenwyl) als Porträtist, die Totentanzkopie zeigt in Ansätzen seine spätere Landschaftsauffassung, und das Vanitasbild mit Basler Schreibkalender (1649) eröffnet mit mahndem Unterton den üppigen Reigen seiner Stilllebenmalerei. Kauws Erkundung der verschiedenen Gattungen erklärt der Autor mit den herrschenden künstlerischen Produktionsbedingungen. Da seit der Reformation die kirchliche Auftraggeberschaft fehlte, «begannen», wie Georges Herzog einleitend schreibt, «die Künstler im 17. Jahrhundert neue Themen aufzugreifen und sich ein neues Publikum für ihre Produkte zu erschliessen.» Kauw, von der Obrigkeit mit Ausnahme eines fünfteiligen Gemäldezyklus für das städtische Kaufhaus zusehends nur als Handwerker und Dekorationsmaler herangezogen, gelang es, die Repräsentationsbedürfnisse der vermögenden patrizischen Gesellschaft geschickt für sich zu nutzen. Die patrizischen Auftraggeber und ihr standesgemässes Selbstverständnis aber gilt es, wie der Autor überzeugend deutlich macht, bei einer kritischen Interpretation der Kauw'schen Arbeiten im Auge zu behalten. Die Auswertung des Ämterbuches Victor von Erlachs beispielsweise, zu dem Kauw die im Bernischen Historischen Museum aufbewahrten Aquarellveduten bernischer Landvogteien und Herrschaftssitze beisteuerte, liefert dafür wichtige Argumente. Landschaft als Bildmotiv wird in diesem besonderen sozialgeschichtlichen Kontext nicht nur um ihrer selbst willen porträtiert, sondern auch als idealer Ausdruck «der obrigkeitlichen Verwaltung und des privaten Grundbesitzes» begriffen. Dieser Interpretationsrahmen greift auch bei der Analyse der Kauw'schen Landschaftsveduten und Stillleben in Öl, die als Elemente der Raumausstattung zahlreiche bernische Landsitze schmückten. Gerade Letztere beschreibt Herzog – vor dem Hintergrund niederländischer Malerei – einleuchtend mit dem Verweis auf die gartenbaulichen Interessen des Berner Patriziats, wie sie Daniel Rhagor im zeitgenössischen «Pflanz-Gart» propagierte, einer praxisnahen Unterweisung zur Kultivierung gepflegter «Obst-, Kräuter- und Weingärten». In ihrer Opulenz funktionieren demnach die Dessert-, Gemüse-, und Früchtestücke, die geschmackvoll arrangierten Darstellungen aufgesperrter Vorratskammern, wo zu «Nutz und Lust» ihrer patrizischen Konsumenten Geflügel, Wild und Schweineschinken baumeln, als eigentliche «Illustrationen adeligen Landlebens». Dass Kauw sich bei seiner privaten Auftraggeberschaft als innovativer Raumausstatter zu etablieren vermochte – nachvollziehbar am Beispiel der Innenausstattung von Schloss Oberdiessbach –, darf als wichtigster neuer Aspekt in der Erforschung von Kauws künstlerischem Schaffen bewertet werden. Mit dem rund 200 Nummern zählenden und grosszügig bebilderten Werkkatalog, der – unterschieden nach Bildträger und Gattungen – das facettenreiche künstlerische Wirken Albrecht Kauws in anregenden Bildbeschreibungen beleuchtet, wird sich der vorliegende Band zum unverzichtbaren Instrument für weiterführende Erkundungen der bernischen und schweizerischen Kunst- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts etablieren.

Schnell, Dieter: Niklaus Sprüngli 1725–1802. Bauen für die Stadt und Republik Bern. Murten: Licorne, 1999. 232 S., ill.

Als der 21-jährige Niklaus Sprüngli 1746 mit einem Reisestipendium von 100 Kronen in der Tasche nach Paris reiste, um seine in Bern erworbenen baukünstlerischen Kenntnisse zu vertiefen, mochte man im Berner Rat bereits geahnt haben, dass damit der Grundstein für eine aussichtsreiche Architektenlaufbahn gelegt worden war. Rund drei Jahrzehnte später zählte Sprüngli in der Tat zu jenen wenigen Exponenten eidgenössischen Bauschaffens, deren Biografie Eingang in Johann Caspar Füssli's «Geschichte der besten Künstler in der Schweiz» (Zürich, 1769–1779) fand. In den Jahren zuvor hatte Sprüngli als freier Architekt und obrigkeitlicher Werkmeister der Stadt Bern mit der Hauptwache am Theaterplatz (1766/67), der bedauerlicherweise verschwundenen Bibliotheksgalerie (1771–1776) und dem Hôtel de Musique (1766–1770) beredtes Zeugnis seines Könnens abgelegt. «In Bern ist die Baukunst unglaublich weiter als in Zürich», bemerkte Johann Caspar Lavater 1777 anerkennend in einem Reisebericht nach kritischem Augenschein der jüngst vollendeten Bauten Niklaus Sprüngli's. Die Untersuchung Dieter Schnells geht den verwaltungstechnischen Bedingungen der öffentlichen Aufträge Sprüngli's auf den Grund.

Trotz der offensichtlichen Reputation, die Sprüngli schon zu Lebzeiten genoss, setzte eine vertiefte Auseinandersetzung mit seinem Werk erst im 20. Jahrhundert ein. Paul Hofer, seit den vierziger Jahren mit den ersten drei Kunstdenkmälerbänden der Stadt Bern beschäftigt, widmete dem Berner Barockarchitekten kontinuierlich umfangreiche Studien. Zuletzt erschien 1992 seine Untersuchung zum «Spätbarock in Bern». Darin, wie auch in früheren Schriften zu Sprüngli, mass Hofer – wie der Autor einleitend feststellt – der baukünstlerischen Gestaltungsfreiheit des scheinbar autonom praktizierenden Architekten grosses Gewicht zu. Sprüngli erschien aus dieser Perspektive als ein schöpferischer «Gestalter des Stadtraums», dessen künstlerischer Intention die Stadt als Organismus gleichsam unterworfen war. Die vorliegende Publikation, 1996 als Dissertation an der Universität Bern eingereicht, unternimmt demgegenüber eine gelungene Akzentverschiebung zugunsten jüngerer kunstwissenschaftlicher Fragestellungen. Weniger die Persönlichkeit des «Künstlerarchitekten» Sprüngli in Bezug zu seinem Werk steht dabei im Vordergrund als dessen Einbettung in ein politisches, soziales, wirtschaftliches und kulturelles «Kräftefeld», dem ästhetisch-stilistische Kriterien bei der Analyse seiner Bauten gleichrangig beigestellt sind. Kernpunkt der Untersuchung bilden die projektierten und realisierten Bauvorhaben, die Niklaus Sprüngli sowohl auf dem Land als auch in der Stadt im Auftrag der Berner Obrigkeit betreut hat. Nach Beendigung seiner Ausbildung, die Sprüngli zuletzt an der Seite Giovanni Niccolò Servandonis nach Deutschland führte, war er 1756 in seine Heimatstadt zurückgekehrt und wurde schon bald bevorzugt für Bauaufgaben auf dem Land herangezogen. Kleinere wie grössere Renovationsarbeiten und Umbauten an Kirchen, Pfarrhäusern und Landvogteisitzen gehörten dabei zum Tagesgeschäft. Erst 1770 gelang ihm mit der Wahl zum Steinwerkmeister der Sprung in die obrigkeitliche Bauverwaltung, der ihm eine wirtschaftlich einigermaßen gesicherte Stelle garantierte. Wie der Autor nach minutiösem Quellenstudium plausibel darlegt, galt Sprüngli aufgrund seiner zahlreichen Arbeiten auf dem Land als zuverlässiger Architekt, der unter sparsamem Einsatz der Mittel ästhetisch befriedigende Lösungen zu präsentieren vermochte. Genau darin wird der Gewinn bringende Fokus greifbar, den die vorliegende Untersuchung auf das vielfältige Wirken Sprüngli's wirft: er macht in der anschaulichen Beleuchtung des obrigkeitlichen Bauwesens offenbar, welche Stel-

lung Sprüngli innerhalb der Bauverwaltung beschieden war, welche Möglichkeiten, Beschränkungen, aber auch Freiheiten und Strategien ihm bei der Realisierung seiner Aufgaben offen standen. Die Quellen fördern dabei das Bild eines Architekten zutage, der für Planänderungen und Kostenüberschreitungen gegenüber der auf Sparsamkeit bedachten Obrigkeit nicht selten Rechenschaft abzulegen oder ihr aber bereits in der Planungsphase kostengünstigere Alternativen schmackhaft zu machen hatte. Wie weit die Kontrolle gehen konnte, mag ein kleines Beispiel verdeutlichen: als ein Ratsmitglied während den Arbeiten an der Bibliotheksgalerie entdeckte, dass ein geplantes Blindfenster noch nicht wie vorgesehen vermauert worden war, sah sich Sprüngli gezwungen, die Verzögerung umgehend schriftlich zu begründen. Dass Sprüngli seine Arbeiten trotz dieser verwaltungstechnisch eng gesteckten Grenzen mit einer ihm entsprechenden Ästhetik ausstattete – vom Autor in einer abschliessenden Architekturanalyse zusammengefasst –, spricht für seine baukünstlerische Eigenständigkeit, die da und dort über die Grenzen der Republik ausstrahlte. Biografische Aspekte, als einleitendes Kapitel zusammengeführt, und der Versuch einer abschliessenden Synthese zwischen «Leben, Werk und Obrigkeit» runden den geschmackvoll illustrierten Band ab.

Josef Huber